



EMMI ITÄRANTA  
Der  
Geschmack  
von Wasser  
ROMAN

*Reihe Hanser*

dtv  
ebook

# 1

Wasser ist das wandelbarste aller Elemente. So erzählte es mir mein Vater an dem Tag, an dem er mich an einen Ort mitnahm, den es nicht gab. Obwohl er sich in vielen Dingen irrte, hatte er dieses eine Mal recht, das glaube ich bis heute. Das Wasser geht mit dem Mond und umarmt die Erde, und es hat keine Angst, im Feuer zu sterben oder in der Luft zu leben. Wenn man hineinsteigt, ist es nah wie die eigene Haut, aber wenn man mit zu großer Wucht darauf aufschlägt, geht man entzwei. Zu einer Zeit, als es auf der Welt noch Winter gab, kalte Winter, weiße Winter, Winter, in die man sich einwickeln, in denen man ausrutschen und aus denen man in die Wärme kommen konnte, gingen die Menschen auf fest gewordenem Wasser und nannten es Eis. Ich habe auch Eis gesehen, aber nur kleine, von Menschen gemachte Stücke. Mein ganzes Leben lang habe ich davon geträumt, wie es wäre, auf dem Eis eines Meeres zu gehen.

Der Tod ist ein naher Verbündeter des Wassers. Man kann sie nicht trennen, und beide kann man von uns nicht trennen, weil wir am Ende aus ihnen gemacht sind: aus der Wandelbarkeit des Wassers und der Nähe des Todes. Das Wasser hat keinen Anfang und kein Ende, aber der Tod hat

beides. Der Tod *ist* beides. Manchmal geht der Tod verborgen im Wasser, und manchmal verjagt das Wasser den Tod, aber sie gehen immer zusammen, in der Welt und in uns.

Auch das habe ich von meinem Vater gelernt, obwohl ich inzwischen glaube, dass ich es genauso gut ohne ihn gelernt hätte.

Ich kann meinen eigenen Anfang wählen.

Vielleicht werde ich auch mein eigenes Ende wählen.

Der Anfang war der Tag, an dem mein Vater mich an einen Ort mitnahm, den es nicht gab.

Zwei Wochen waren vergangen, seit ich die Abiturprüfung abgelegt hatte, die für alle Bürger im Jahr ihrer Volljährigkeit obligatorisch war. Ich hatte sie bestanden, aber es war immer klar, dass ich weiter bei meinem Vater in die Lehre gehen und nicht in die Stadt ziehen würde, um dort zu studieren. Es war eine Wahl, zu der ich mich verpflichtet fühlte, weshalb es eigentlich keine Wahl war. Aber meine Eltern schienen damit zufrieden zu sein, und ich selbst war auch nicht unglücklich, das war zu dem Zeitpunkt das einzig Wichtige.

Wir befanden uns im Garten hinter dem Teehaus, wo ich Vater half, leere Wasserschläuche zum Trocknen aufzuhängen. Ein paar davon trug ich noch über dem Arm, aber der größte Teil hing schon mit der Öffnung nach unten an den Haken eines Metallgestells. Das Sonnenlicht sickerte in Schleiern durch ihre dünne, dehnbare Haut. Wassertropfen rannen langsam über die Innenseite, bevor sie auf den Rasen fielen.

»Der Teemeister hat eine besondere Beziehung zum

Wasser und zum Tod«, sagte mein Vater, während er einen der Schläuche auf Risse untersuchte. »Der Tee ist ohne Wasser kein Tee, und ein Teemeister ohne Tee ist kein Teemeister. Der Teemeister widmet sein Leben dem Dienst an anderen, aber er selbst nimmt nur einmal in seinem Leben als Gast an einer Teezeremonie teil, dann, wenn er spürt, dass der Tod naht. Er weist seinen Nachfolger an, alles für die letzte Zeremonie vorzubereiten, und nachdem er den Tee getrunken hat, wartet er allein im Teehaus, bis der Tod ihm die Hand aufs Herz legt und es anhält.«

Vater warf den Wasserschlauch auf den Rasen, wo schon mehrere andere lagen. Ihre Reparatur gelang nicht immer, aber sie waren teuer, wie alles, was aus ordentlichem Plastik gemacht war, und meistens lohnte es sich, es wenigstens zu versuchen.

»Hat sich denn noch nie jemand geirrt?«, fragte ich. »Glaubt, dass der Tod kommt, obwohl es noch nicht Zeit war?«

»In unserer Familie nicht«, antwortete Vater. »Ich habe von einem Meister gehört, der seinen Sohn um die letzte Teezeremonie gebeten hatte, sich danach auf dem Boden des Teehauses ausstreckte und zwei Tage später ins Haus zurücklief. Die Diener hielten ihn für ein Gespenst, und einer von ihnen erlitt einen Herzschlag. Der Teemeister hatte sich geirrt und den Tod des Dieners für seinen eigenen gehalten. Der Diener wurde eingeäschert, und der Meister lebte noch weitere zwanzig Jahre. Aber so etwas geschieht normalerweise nicht.«

Ich schlug nach einer Bremse, die sich auf meinem Arm niedergelassen hatte. Sie flog rechtzeitig davon. Das

Schweißband meines Insektenhuts fühlte sich zu eng an und juckte, aber ich wusste, dass ich ihn nicht abnehmen durfte, weil sich dann zu viele Plagegeister auf mich stürzen würden.

»Wie weiß man, dass der Tod kommt?«, fragte ich.

»Man weiß es einfach«, antwortete Vater. »So wie man weiß, dass man liebt, oder wie man im Traum weiß, dass jemand Vertrautes im Zimmer ist, auch wenn man das Gesicht nicht kennt.« Er nahm mir die letzten Wasserschlänche ab. »Hol zwei Laternen von der Veranda des Teehauses und füll sie mir auf!«

Ich wunderte mich, wozu wir Laternen brauchten, wo es noch früh am Nachmittag war und zu dieser Zeit im Jahr nicht einmal die Nacht die am Horizont schwebende Sonne niederzudrücken vermochte. Ich lief um das Teehaus herum und zog zwei Laternen unter der Bank auf der Veranda hervor. Auf dem Boden der einen bewegte ein Leuchtkäfer müde die Flügel. Ich kippte ihn in die Stachelbeersträucher, wo seinesgleichen sich am liebsten aufhielten. Er hatte seine Arbeit getan. Auf der Suche nach ausgeruhten Artgenossen tat ich einen Schritt zur Seite und schüttelte Zweige über den offenen Laternen, bis auf beider Boden eine Handvoll schläfrig taumelnder Käfer versammelt waren. Dann schloss ich die Deckel der Laternen und brachte sie meinem Vater.

Er trug einen leeren Wasserschlauch auf dem Rücken. Sein Blick hinter dem Netz des Insektenhuts war verschlossen. Ich reichte ihm die Laternen, aber er nahm nur eine von ihnen.

»Noria, ich muss dir etwas zeigen«, sagte er. »Komm mit!«



Wir gingen über das ausgetrocknete Moor, das sich hinter unserem Anwesen erstreckte, bis an den Fuß des Fjells und dann hangaufwärts. Obwohl der Weg nicht lang war, klebte mir zäher Schweiß die Haare an den Kopf. Als wir das Felsenmeer erreichten, setzte ich den Insektenhut ab. Der Wind dort oben war so stark, dass es nicht so viele Mücken und Bremsen gab wie unten beim Haus.

Der Himmel war sauber und still. Die Sonne brannte auf der Haut. Vater war stehen geblieben; vielleicht überlegte er, wie er weitergehen wollte. Ich drehte mich um und schaute zurück. Das Teemeisteranwesen mit seinem Garten und dem lichten Wäldchen, das es zu einem Gutteil umgab, war ein Fleck fließenden Grüns inmitten versengter Wiesen und blanken Gesteins in einer ausgeblichenen Landschaft. Die Häuser des Dorfes standen übers Tal verstreut, auf der anderen Seite erhob sich das andere Fjell, Alvinvaara genannt. Weit hinter dessen Hängen, dort, wo die bewässerten Gebiete waren, konnte man einen Streifen dunkelgrünen Fichtenwald erkennen. In derselben Richtung, nur noch weiter entfernt, lag das Meer, doch das hätte man selbst bei klarstem Wetter nicht sehen können. In der anderen Richtung lag der langsam sterbende Tote Wald. Als ich noch ein Kind war, hatte es dort noch vereinzelte Birken gegeben, die mir kaum bis zur Taille reichten, und einmal hatte ich zwischen ihnen eine ganze Handvoll Preiselbeeren gepflückt.

Wo das Felsenmeer begann, gab es einen Pfad, für den sich Vater jetzt entschied. Auf dieser Seite des Fjells war der Hang voller Höhlen. Als Kind war ich hier oft zum Spielen hergekommen. Ich weiß noch, wie meine Mutter